**Zeitschrift:** Appenzellische Jahrbücher
**Herausgeber:** Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
**Band:** 66 (1939)

**Artikel:** Die Appenzeller Wirtschaftsgesinnung
**Autor:** Egger, Alfred
**Kapitel:** I
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-274706

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# I.

Der Nobelpreisträger Dr. Alexis Carrel übersandte dem amerikanischen Verband der Lebensversicherungs-Direktoren einen bedeutsamen Bericht über die Frage der Verlängerung des menschlichen Lebens. Dr. Carrel unterwarf zwei Mäusevölker mehrere Generationen hindurch einer sehr kargen Diät. Das Resultat war, dass die Mäuse kleiner und stärker wurden, ausserdem aber viel intelligenter als ihre Artgenossen, und ihre Lebensdauer stieg um 17 Prozent.

Nun, bevor es eine Stickereiindustrie gab, an die man zumeist denkt, war Ausserrhoden, eher bescheiden gesagt, über mindestens drei Jahrhunderte *ein klassisches Weberland,* und an der Diät fehlte es den Webern oft nicht. Eine alte Appenzeller Weberin pflegte jeweils zu sagen, wenn sie nur eine Suppe zu Mittag ass, aber Besuch erhielt, sie habe »halt drei Trachten: zerst nütz, denn e Soppe ond denn wieder nütz«.

Mit dem Aelterwerden stimmt es auch: nach einer Untersuchung von Prof. W. Friedli [1]) werden die Appenzeller um einen Achtel älter als die Schweizer im Durchschnitt, was auch verständlicher macht, warum Ausserrhoden in der Altersversicherung unter den Kantonen bahnbrechend voranging.

Auch mit dem Kleinerwerden trifft es zu, worüber die Ergebnisse der sanitarischen Rekrutenprüfungen genaue Auskunft geben: der appenzellische Prozentsatz z. B. der Fettleibigen, Krampfadrigen, Plattfüssigen, Schweissfüssigen, Verdauungsleidenden, Rheumatiker und Schwindsüchtigen steht unter dem schweizerischen Durchschnitt, der Prozentsatz der Kleinen dagegen weit darüber [2]). Als eine ältere Appenzellerin mit der Brille die vor ihrem Haus vorbeiziehenden Soldaten beschaute und ihr einer zurief: »D'Brille-ab de Nase!«, antwortete sie sogar: »Das chaan i nüüd, bis grösseri Mannschaft chood!«

---

1) Zeitschrift für schweiz. Statistik und Volkswirtschaft 1935 und R. Nef ebenda.

2) Dr. P. Wiesmann, Untersuchungen . . . 1883—1902, App. Jahrbuch 1904. Major H. Ruckstuhl, Die Pflege des Turnens und dessen staatliche Förderung im Kanton Appenzell A. Rh., Zeitschr. für schweiz. Statistik u. Volkswirtschaft, 1909.

Ebenso gehört das Zähesein in die Vorstellung des typisch Appenzellischen. »Wie der 99-Jährige«, schreibt der Innerrhoder Jahrbuchchronist, »war auch der 97-Jährige ein kleines, unscheinbares Männlein, zäh wie Draht und stark in Charakter und Gesinnung bis ins hohe Alter. Mit 85 Jahren hat er in seinem Berggütlein noch rüstig gemäht, und ‚s'het em ghkaue wie amene Junge'. Mit über 90 Jahren ist der ‚Tonisbueb' noch einmal auf unseren Säntis gestiegen, und als man ihn darob bewunderte, tat er kaltblütig den Ausspruch: ‚Jo, nebes Bsonderigs ischt jetzt das no nüüd'.«

Da wäre denn sogar die Annahme nicht einmal so unbescheiden, es stimme teilweise auch mit der Intelligenz, mit der Gesinnung, alles ohne Garantie für die Dosierung der »Diät« und der Nebenumstände und gewiss nicht als manchesterliche Herausforderung.

Und nun das Problem: *Woher rührt denn bei den Appenzellern jene abwechslungsweise »Diät«?* Mit andern Worten:

## Wie konnte gerade die Textilindustrie so eigenartig einwirken auf das Appenzellervolk?

(1) Ein Jahrhundert nur sei aus der langen Zeit [1]) herausgegriffen, die Jahrgänge der Appenzellischen Jahrbücher zur Quelle, möglichst gekürzt, aber vollständig genügend zum Begreifen, was *Weberlos* für ein Los ist, *und dann erst, wenn wir diesen ganz ungeheuren*

**Kurvengang**

*in der Textilindustrie vor Augen haben, begreifen wir jene Abhärtung des Appenzellervolkes.*

1746: Aufschwung der Baumwollindustrie besonders im Krieg zwischen Frankreich und England. Aber »nach Abschluss des Friedens geriet der Handel ins Stocken . . .«

1804: »Es gab Weber, welche bei 13 fl. 30 kr. Löhnung für das Stück den Dienst versagten . . .«

---

1) Die appenzellische Weberei findet sich ja schon in einer Urkunde von 845, wonach „Weibspersonen, die auf den Höhen wohnten, wollene und leinene Tücher zu eigener und fremder Bekleidung woben». «1499 bewarb sich die Regierung von Appenzell beim König von Frankreich für die Dauer von 10 Jahren um eine zehntägige Verlängerung der Messfreiheiten in der Stadt Lyon.» Und lange bildeten die Weber, in den besten Zeiten bis ihrer über 10,000, den Hauptteil der appenzellischen Erwerbstätigen.

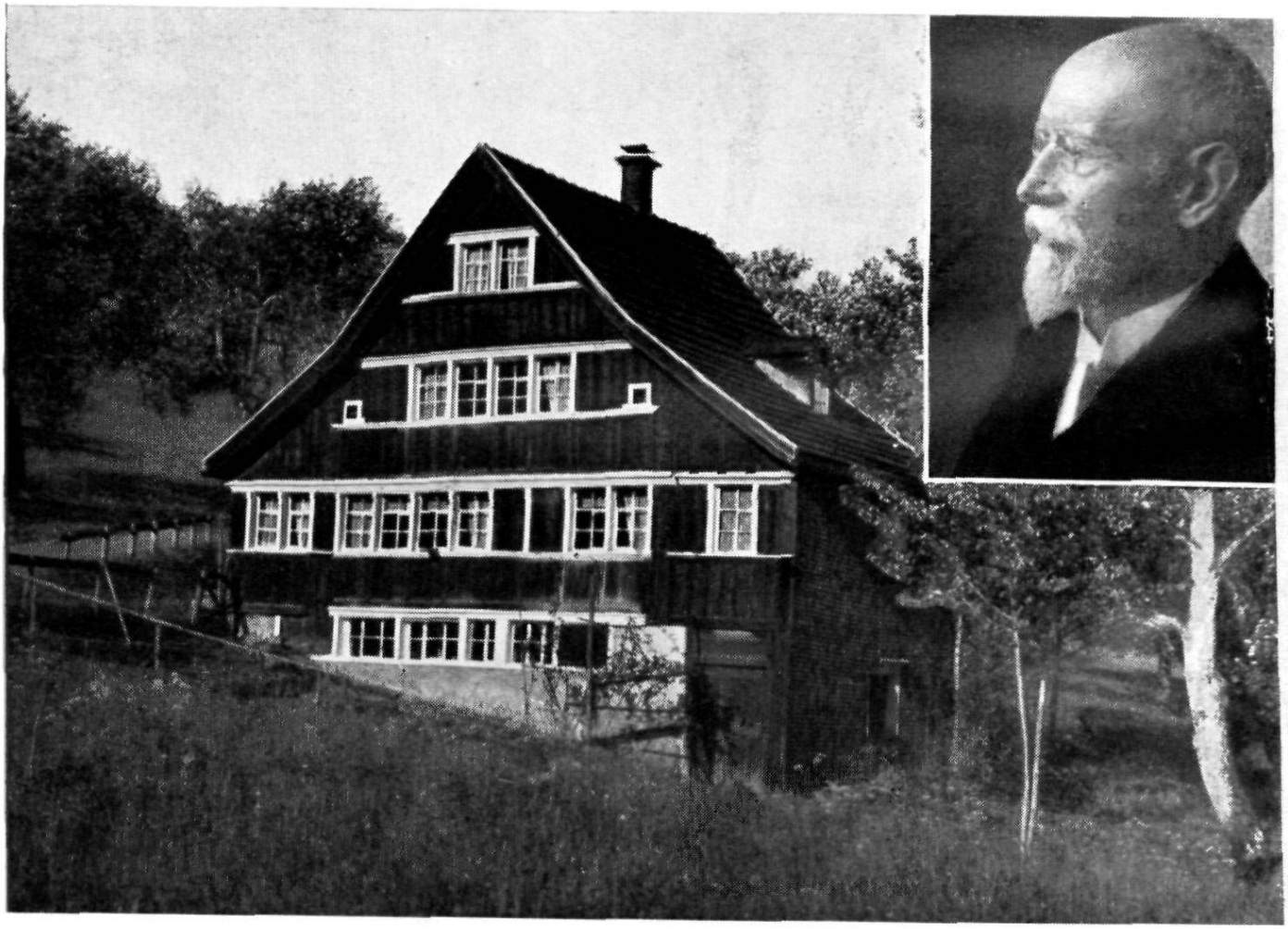
*Phot. Gross.*

Ueber 900 m hoch gelegene appenzellische Dörfer, die infolge einer ganz ausserordentlichen Industrie-Tradition vor 200 Jahren schon mehr Bewohner zählten als heute. (S. 4 u. 32.) Zugleich eine Ansicht der Dörfer, die im Winter mitunter wochenlang über dem Nebelmeer erstrahlen im frohmütigen Glanz der warmen, hellen Sonne. (S. 138, Landschaft und Gemüt.)

*Phot. Manser.*

«Jä luegid, do im Berg obe weerd me känn Speck inne.» (S. 135.) Doch man betrachte diesen so typischen, ungemein zähen, beinahe hundertjährigen Appenzeller — nochmals ein Ausdruck der am Ende nicht gar so schlecht wirkenden «Diät»! (S. 2.)

Einer aus dem mehrfach zitierten, berühmten Trogener Industriellen-, Landammänner- und Gelehrtengeschlecht der Zellweger. (Joh. Casp. Zellweger.) «Minn Vatter hed e . . .» (S. 8.)



*Phot. Hausamann*

Der Weberpfarrer und die Welt des Exportes hinter den Kellerfenstern. Die Welt von über 30 Webergenerationen. (S. 6.)

1806: »Durch das Verbot Napoleons, gebleichte und gedruckte Baumwolltücher einzuführen, erlitt die Fabrikation wieder einen empfindlichen Schlag... Im November kamen viele Käufer aus Frankreich, und der Schmuggel ging lebhaft...«

1807: »Wer arbeiten wollte und konnte, hatte Verdienst. Weil aber alle englischen Meereshäfen gesperrt waren, stieg der Garnpreis bis um 60 Prozent: die Warenpreise hielten nicht Schritt. Viele Fabrikanten mussten den Beruf aufgeben und sehr viele Weber ihr Brot in fremden Landen suchen...«

1809: »Der Handel geriet gänzlich ins Stocken... Im Spätjahr gab es wieder Arbeit, aber bei geringem Verdienst...«

1810: »Im Sommer florierte der Handel... Im Winter verschärfte Napoleon die Massregeln gegen den Schmuggel...«

1811: »Im Oktober gab es wieder Absatz. Doch bald lähmte die Furcht vor einer Empörung in Paris das Geschäft neuerdings...«

1813: «Alles hatte wieder Arbeit. Als sich aber die alliierten Heere im November der französischen Grenze näherten, stockte der Handel wieder bis im Frühling...«

1815: »Viele Webermeister zogen im Land herum, um Weber zu gewinnen und versprachen diesen schöne Löhne. Die Taglöhner waren fast nicht zu bekommen... Als Napoleon von der Insel Elba in Paris einzog, wieder Krieg und Kriegsgeschrei, panischer Schrecken in der Handelswelt und Stocken . . . Die Mousseline fiel um 30 bis 40 Prozent...«

1817: »Baumwollstücke, die noch vor kurzem 14 fl. zahlten, galten im Brachmonat nur noch 3 fl.... Man berechnete den durchschnittlichen Tagesverdienst eines Webers auf 6 kr., und ein Pfund Brot kostete 15—30 kr.... In der furchtbaren Not griffen viele zum Bettelstab...«

1824: »Man gab sich der Hoffnung hin, dass unsere Industrie wieder rosigeren Zeiten entgegengehe. Da brach 1826 eine Krise in New York aus...«

1833: »Wer einige Tausend Franken Geld besass, um einige Webstühle anzukaufen, konnte ein Vermögen machen, ohne viel Kenntnisse von der Weberei zu haben...«

1848: »Auswärtige politische Schläge, Handels- und Geldkrisis, starke schottländische Konkurrenz... In den fünfziger Jahren gewann die Mechanisierung eine solche Ausdehnung, dass der appenzellischen Handweberei die Fabrikation von glatter Mousseline bis zur Garnnummer 100 und Breite 130 cm entrissen wurde...«

Teilweiser Ersatz im Plattstichartikel: »Die Zahl der Stühle verdoppelte sich von 1850—1860...«

1857: »setzte wieder eine amerikanische Krise ein... Ueberproduktion... 100er Nollen, welche 1857 noch 20 Fr. zahlten, galten 1860 nur noch 11 Fr. Der Weberlohn fiel von 10 auf 4.50 Fr.... Eine grosse Zahl Fabrikanten mussten den Betrieb einstellen. Die Garnhändler waren genötigt, gewaltige Summen an Guthaben zu streichen...«

1861: »Konflikt zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten. «Die erste Taktik der Nordstaaten ging dahin, den Süden zu Wasser und zu Land gegen Einfuhr und Ausfuhr (Baumwolle) hermetisch abzuschliessen... Die Preise der fertigen Waren zogen ungeheuer an, und die Fabrikanten konnten ihre übergrossen Lager allmählich zu guten Preisen absetzen und waren dem Ruin enthoben...«

1867: »Ein guter Weber konnte wöchentlich bis 20 Fr. verdienen... Bald aber trat wieder eine neue Stockung ein...«

1878: »Der nordamerikanische Markt stellte sich plötzlich mit einem so lebhaften Begehr ein, dass zahlreiche neue Stühle aufgestellt wurden, weil mit den noch vorhandenen Arbeitskräften gar nicht genügend geleistet werden konnte...«

«Dennoch war die neue Herrlichkeit von kurzer Dauer. Es stellten sich Vorzeichen einer neuen Erschlaffung ein, die denn auch in den Jahren 1883 bis 1891 in geradezu entnervender Weise hereingebrochen ist... Wahre Hungerlöhne wurden bezahlt...«

1890: »Gegen Mitte des Jahres wandte sich die Mode wieder dem Plattstich zu... Die vorhandenen alten Lager wurden gänzlich geräumt und Bestellungen auf Monate hinaus gemacht...«

Hundert Jährchen der «guten alten Zeit», und was nach diesem ungeheuren Zickzack von Glanz und Misère kam, haben die meisten von uns selbst mitangesehen, und in der bekannteren Stickerei ging es noch schwungvoller zu und her [1]).

*Und warum ist ausgerechnet der Gang der Textilindustrie so kurvenhaft?*

---

1) Ein Blitzlicht auf den neuesten Wellengang des ostschweizerischen Industrielebens. Die mittlere Jahreszunahme der schweizerischen Bevölkerung in den Jahren 1920–30 betrug: Zürich + 13,8 Promille, Basel-Land + 11,7, Obwalden + 10,0, Solothurn + 9,9, Basel-Stadt + 9,7, Zug + 8,6, Aargau + 7,6, Nidwalden + 7,6, Luzern + 6,9, Wallis + 6,2, Glarus + 5,3, Graubünden + 5,3, Tessin + 4,5, Waadt + 4,4, Schwyz + 4,3, Bern + 2,1, Schaffhausen + 1,5, Genf + 0,2, Freiburg + 0,1, Thurgau + 0,1, St. Gallen — 3,2, Appenzell I. Rh — 4,4, Neuenburg — 5,5, Appenzell A. Rh. — 12,3 Promille.

Textilien sind eben leicht, wertvoll, haltbar. Das heisst frühzeitige Transportfähigkeit, grosser Absatzradius, und das wieder bedeutet, dass an einem Punkt der Welt eine Massenindustrie entstehen kann, die arbeitet für die entferntesten Weltteile.

Eine für die entferntesten Weltteile liefernde Massenindustrie aber gestattet die gewaltigsten *technischen Umwälzungen,* die rationellsten Betriebsmethoden mit weitestgehender Kapitalanwendung, Nutzbarmachung der Maschine, Ersetzung von menschlicher Kraft durch technische, Arbeitsteilung, Spezialisierung jeder Unternehmung, ja jeder Gegend und möglichster Zusammenfassung der Betriebe in grosse Unternehmungen, ein Werdegang, der dem »König Konsument« zu immer billigeren Produkten verhilft, die Fabrikationsseite aber fortwährend unter Spannung hält.

Im 20. Jahrhundert erfordert in der Welt allein das Haarschneiden mehr Arbeitskräfte als das Weben all der Kleider, Wäsche, Tücher, Teppiche, Schirme, Cravatten usw., als Folge eines ungewöhnlichen technischen Fortschrittes: des Uebergangs vom Handwerk zum Verlag, vom Verlag zur Fabrik, vom Handwebstuhl zum 3—4 Mal rascher arbeitenden mechanischen Webstuhl, von diesem zu immer moderneren Webmaschinen, die z. B. in der Teppichweberei Dimensionen annehmen bis zu 20 Meter Länge, nebenher der Uebergang vom männlichen Textilarbeiter zum weiblichen *und dann nochmals die Verdrängung auch dieser menschlichen Arbeitskraft durch immer vollkommenere Webautomaten, durch Maschinensäle, die unter Umständen von einer einzigen Fabrikarbeiterin bedient werden können.*

Der französische Journalist Maurice Lachin schreibt in seinem Buch »Japan heute und morgen«: »Die Arbeiter von Lancashire führen 5 oder 6 Webstühle, arbeiten 5 oder 6 Stunden und erhalten einen Wochenlohn von mindestens 2 Pfund. Eine kleine Fabrikarbeiterin von Osaka arbeitet 10 Stunden täglich, kontrolliert 25 Webstühle und erhält einen Wochenlohn von 5 Yen.« Das heisst: die japanische Weberin begnügt sich nicht nur mit einem viel kleineren Lohn, sondern richtet auch noch viel mehr aus als der englische Arbeiter. Und »es verdrängen«, so heisst es im Jahresbericht des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen 1937, S. 60, »billige japanische Gewebe auch schweizerische Stoffe mehr und mehr auf einzelnen Gebieten des Weltmarktes«.

*Wie ein Sinnbild wirkt es daher, dass die letzten, sich durch die Qualität haltenden, klassischen, appenzellischen Handweber die Müllergaze weben: die Webergenerationen wurden selbst in der Permanenz und diabolisch wie auf einem Sieb gerüttelt, gerodelt und gemodelt.* Selten ein Literat, selten ein Regierungsmann, selten ein Theoretiker hat einen derartigen Anschauungsunterricht durchgemacht wie die Weber, und für manchen Gemeindeabstimmungs-Entscheid ist daher jener Weber eine Art Gleichnis, der, als ihm gemäss der alten Sittenpolizei in der Kirche eine Strafpredigt gehalten wurde, des Dinges endlich überdrüssig rief: »Pfarrer! Thüend den andere au predige, nüd gad meer, Ehr händ jo de Loh au nüd gad vo meer elää!«

Die Weber stellten nicht umsonst den angesehenen Weber-Pfarrer, Nationalrat Howard Eugster, ähnlich wie die rheintalischen Nachbarn ihren beliebten Kräuterpfarrer Künzli. 206 Personen Nachkommenschaft, wie sie der 89jährige Joh. Schweizer von Schwellbrunn hinterliess, ist allerhand. Was aber bedeuten über 30 Webergenerationen, von denen jede folgende mehr geschaukelt wurde und die 25ste bis 30ste in der beruflichen Fortzeugung sachte nachzulassen begann, auf dass die 35ste bis 40ste als Handwebergeschlecht vielleicht aussterben wird und bald niemand mehr an diese einst so grosse Welt des Exportes hinter den Kellerfenstern denkt?

Wer durch die eleganten Strassen einer Weltstadt geht und dort die Farbenschönheit, die feine Zeichnung und den Duft der heutigen Damenkleider vergleicht mit den Gewändern von einst, der hat aber noch eine zweite Ursache des Wellenganges der appenzellischen Industrie vor sich: die erzieherische lukrative *Mode* und den verbessernden, verbilligenden *Stoffersatz.* Die Baumwollweber machten den Leinwandwebern eine derart erdrückende Konkurrenz, dass die Leinwandweberei von St. Gallen-Appenzell, so weltberühmt sie einst war, unter diesem Druck geradezu verschwunden ist, samt den grossen Vermögen darin, und seither wurde ein Fabrikat nach dem andern verdrängt. Die Plattstichweberei, die Erfindung des Appenzellers J. Kd. Altherr, eine geniale Verbindung von Weberei und Stickerei, hat einen grossen Anteil an der früheren Weltbedeutung des Marktes von Sankt

Gallen. Seither haben sich Mode und Handelsverhältnisse derart gewandelt, dass nicht einmal mehr ein Zehntel der früheren Weber Arbeit hat [1]), was sich um so katastrophaler auswirkte, als die Plattstichweberei eine ausschliesslich auf das Appenzellerland konzentrierte Erscheinung ist und dieselbe Gegend die Mode auch in der gesamten Stickerei voll auszukosten hat.

Fürs Dritte gab es in der appenzellischen Weberei und Stickerei kaum ein Jahrzehnt, in dem nicht *handelspolitische Massnahmen* in der Welt auch sie schwer getroffen haben: die Erziehungs- und Schutzzölle (die jedem Staat die Chance offen halten, die gewünschte Industrie zu entwickeln) und schliesslich die noch moderneren Kampfmittel der Kontingentierung und der Devisenbewirtschaftung, der Kompensation und der Währungsmanipulationen.

Schon Karl Marx zitiert im »Kapital« den Generalgouverneur von Ostindien, welcher 1834—35 konstatierte:

»Das Elend der indischen Handweber findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien.« Der Prozess bestand damals in der Einführung des Dampfwebstuhls. Diese Dampfwebfabriken aber wurden nicht in Indien angelegt, wo die ungeheure Webermasse lag, sondern in England, wodurch der indische Export an Kattun innerhalb weniger Jahre um das Fünfzigfache fiel und die indischen Weber buchstäblich verhungerten.

Was jedoch »hinten in der Türkei« oder noch weiter in Indien vor drei Generationen geschah, was hat das mit den Appenzeller Webern zu tun? Nun, im Jahresbericht 1937 des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen heisst es, dass der Geschäftsgang in der Seidenbeuteltuchweberei im allgemeinen befriedigend war, aber zum Schluss: »Die Befürchtungen sind umso grösser, weil die asiatische Konkurrenz auf einer zunehmenden Anzahl von Märkten zu arbeiten begann und sich dabei niedrigster Verkaufsangebote bedient. Ausserdem macht sich die Konkurrenz aus Staaten, welche ihren Industrien Zuschüsse gewähren, höchst ungünstig bemerkbar.«

---

[1]) Man vergegenwärtige sich folgende Dörfer: Laut Statistik des «Textilarbeiter», 1912, zählte die Gemeinde Teufen von 788 Heimarbeitern 640 = 81,2 % Plattstichweber, Hundwil 268 = 67,3 %, Trogen 367 = 62,8 %, Bühler 120 = 62,3 %, Stein 281 = 57,2 % Schwellbrunn 226 = 42,6 %, Gais 182 = 37,5 %, Speicher 202 = 37,7 %, Waldstatt 116 = 34,6 %, Herisau 464 = 28,6 %, Urnäsch 239 = 28,5 % . .

Und vermögen Umsicht, Voraussicht, Tatkraft und rechtzeitige Disposition die Industrieabwanderung mehr als hinauszuschieben? Jahrhunderte zeigen, wie es um den Schutz bestellt ist.

Man denke an den weltgeschichtlichen Ausgangspunkt des Seidengewerbes, an China, wo die Todesstrafe bestand auf dem Export von Seidenwurmeiern. Politische Flüchtlinge trugen die Gewerbegeheimnisse dennoch hinaus. Eine Königin, die ausserhalb des Landes heiratete, brachte Seidenwurmeier in den Blumenkelchen ihres Kopfputzes an ihren neuen Wohnort. Von hier trugen Mönche in Pilgerstäben Seidenwurmeier nach Konstantinopel, und hier angelangt, war durch die Völkerwanderung die Verbreitung im Abendland vollzogen. Schliesslich verdanken sogar die Schweizer ihre Seidenindustrie der Abwanderung, religiösen Flüchtlingen, Italienern, Franzosen, Holländern, die die Seidenindustrie hier teils neu einführten, teils neu belebten. Betrachten wir nun Anfangs- und Endstation dieser Wanderung, den chinesischen Weber, der heute noch hinter seinem Bambusrohr sitzt, und die modernste amerikanische oder russische Textilfabrik, dann sehen wir auch die Lichtseiten der Industriewanderung: eine kaum je geahnte Verbilligung und Verbesserung der Produktion.

Auch hier könne, folgern die Fabrikanten, die letzte Lehre für die Appenzeller Gesinnung nur die sein: gewiss nach Kräften Abwehr, aber vor allem *selbst konkurrenzfähig genug bleiben,* besonders auch mit der schweizerischen Preisebene.

*Man beginnt zu ahnen, dass es eine Lebensschule ist, die das Appenzellervolk durchmacht und seit langem:* in der Fabrikation brauchte es so etwas wie die Kühnheit und Verwegenheit von Indianern auf einer höhern Linie, und wer weiss, ob das nicht noch beigetragen hat zum hagern Schwung. »Minn Vatter hed e grossi Nase; es gääb e tolli Milechtaase.«

Johann Konrad Zellweger kommt zu folgender Charakterisierung der appenzellischen Geschäftsleute. (Der Kanton Appenzell, S. 76.) Sie »sind im allgemeinen erfinderisch, thätig, oft bis zur Schwindelei unternehmend, dabei sparsam, klug und höchst vorsichtig im Geschäftsleben (Verlagssystem und Kombination mit Landwirtschaft), aber aus Furcht vor Konkurrenz oft auch in hohem Grade verschlossen. Als fleissige Zeitungsleser interessieren sie sich für alles, was in der Welt vorgeht, weil sie nach dem Stand der Weltbegebenheiten ihr Geschäft einzurichten pflegen. Einmal erworbenes Gut wenden sie meist wohl an, besonders in vorgerückterem Alter. Kaum in einem Lande wird auch in der That verhältnismässig so viel Ge-

meinsinn angetroffen. Der Reiche lässt sich oft ungewöhnliche Steuern und Vermächtnisse gefallen...«

Die fetten und mageren Jahre mögen zeitweise verführt haben zur Leichtlebigkeit, scheinen aber noch mehr zu erziehen *zum Wirken und Vorsorgen, solange es Tag ist* (wie wir sehen werden in Abschnitt I, 3—6), und bei allen gelegentlichen quietistischen Wünschen doch *sehr zum freien Element* (II). *Die Lebensschule machte auch begreifen, dass Geld allein noch nicht das Leben bedeutet* (IV) *und weckte das Verständnis für den Mann, der etwas weniger Geld hat. Was daher auffällt an den Appenzellern: das ehrliche Mitgefühl für jeden armen Teufel, der hochentwickelte Versicherungssinn, die Philanthropie*[1]*) und ein freundlicherer Verkehrston als vielerorts in der Welt* (VI). So liegt über den merkwürdigen Wirkungen der abwechslungsweisen »Diät« doch wieder etwas eigenartig Schönes. Auch der Westschweizer Maler Burnand war wohl dieser Ansicht, der die schweizerische 500 Franken-Banknote entwarf. Sie trägt auf dem Avers das Bild dreier arbeitender Handstickerinnen und auf dem Revers das Brustbild einer Appenzellerin.

(2) Die Textilbranche wirkte aber auch noch über eine zweite grosse Linie ein: *sie ermöglichte die Heimarbeit und die Heimarbeit den*

**bäuerlichen Kleinbesitz.**

Wohl scheint auf den ersten Blick im Bäuerlichen so etwas zu sein wie ein behäbiger Kürbis, in dessen Nachbarschaft die andern bald als hochgeschossene Stauden und bald als magere Kräuter im Winde tanzen, ohne dass jener je wesentlich aus der Fassung gerät: Konsum an Milch, Milchprodukten und Fleisch durch die einheimische, dichte Bevölkerung, die angestammte tägliche Belieferung des Platzes vor der Türe, der Stadt St. Gallen, bei den abgelegeneren Bauern ein ziemlicher Milchbedarf für die Kälbermast, verbunden mit der Belieferung des Wochenmarktes von Herisau, des grössten Kälbermarktes der Schweiz, und was die kleineren gewerblichen Käsereien abzusetzen haben, die Grempler an Käse

[1]) Vgl. Dr. E. Anderegg und Dr. H. Anderegg. Die schweizerische Philanthropie anfangs des 20. Jahrhunderts. Appenzell A. Rh. und I. Rh., 1908.

und Butter in den Handel bringen auf die Wochenmärkte von St. Gallen, Herisau und Altstätten und die Milchsammelstellen an Rahm abführen zur Verarbeitung an die Butterzentrale in Gossau, ist noch nicht exportgefährdet.

Auch die wenigsten Appenzellerbauern machten etwa das Weinbauernelend durch. Die einseitige, an andern Orten tiefgreifende Umstellung unter dem Getreidepreisdruck der verkehrserschlossenen, konkurrenzüberlegenen Ferne war einmalig und nicht eigentlich katastrophal: *die Milchwirtschaft spielte von jeher die grösste Rolle,* obwohl es in Walsers Appenzeller Chronik heisst: »In Aus Rooden wird sehr viel Korn, Weitzen, Gersten, Bohnen, Erbs, Haber, Flachs und andere Früchte, und zwaren so schön und vollkommen als in den vornehmsten Ländern Europae, gepflanzet. Deren Zeitigung aber die, im Frühling öffter einfallende, Reiffen merklich verhinteren ... (1740).«

Der Verdrängungskampf hat nun freilich wieder eingesetzt: die Butter-Kältetechnik machte Fortschritte. Der Entfernungsschutz für verderbliche Nahrungsmittel fiel weg. Die Ueberseeländer beliefern die ganze Welt mit Milchprodukten. Die Pflanzenfette steigerten die Konkurrenz zu ungeahnter Schärfe. Die Milchpreise brachen beispiellos zusammen. Die Verkaufspreise für Butter und Käse der hauptsächlichsten Konkurrenzländer entsprachen längere Zeit einem Milchpreis von 5 bis 10 Rappen pro Liter. Allein, der schweizerische Milchpreis folgte nicht entfernt. *Die Bauern sind eine kräftige Minderheit von gleichartigen Interessen, geschlossen, zentral organisiert im mächtigen Schweizerischen Bauernverband, auch als politische Partei einiger und oft schlagkräftiger als selbst die grössern Arbeiterparteien, ebenso im Schoss anderer Parteien einflussreich, mit der Drohung der Loslösung und mit dem Ansehen als eigenlicher bürgerlicher Rückhalt.*

Aber woher rührt es, dass einer, der sich eben auch wacker wehrte und trotzdem nicht vorwärts kam, endlich verdriesslich bemerkte: »Nää! 's ischt den glich au e Sach! I globe efange fascht, das i's nomme zomm ääne halbe Sentem bring« (Sentum = 25 Kühe und 1 Stier). Aus hundert Anzeichen scheint doch, dass der Appenzellerbauer gerade auch nicht zu denen gehört, die aus dem Vollen schöpfen können.

Die Betriebszählung von 1929 ergab Betriebe über 10 ha: I. Rh. 13 %, A. Rh. 8 %, Betriebe von 5—10 ha: I. Rh. 34 %, A. Rh. 26 %, Betriebe von 3—5 ha: I. Rh. 28 %, A. Rh. 25 %, Betriebe unter 3 ha: I. Rh. 25 %, A. Rh. 41 %. Innerrhoden steht mit einer durchschnittlichen Betriebsgrösse von 5,26 ha (ohne Wald) unter den Kantonen an 14. Stelle, nahe bei Thurgau und Graubünden. Hinter Ausserrhoden (4,14 ha) folgen noch Schaffhausen, Aargau, Wallis und Tessin (2,01 ha), aber mit Rebbergen und Aeckern.

(3) Die beiden Linien brachten das Eigenartige zustand, dass die Appenzeller bald als fortschrittlich, bald als behäbig gelten: die Industrialisierung, der Export in alle Welt mit seiner Bereicherung an Geld und Geist liess da und dort eine grosszügigere Auffassung erstehen. Gleichzeitig wird aber auch das Unabhängige und Bodenständige als Wohltat empfunden. Und an beiden Orten hatte die härtere Lebensschule zweifellos die eine veredelnde Wirkung — gleich einer Tanznacht in ordentlich gesitteter und intelligenter Gesellschaft, — dass *ihre Wirtschaftsgesinnung im grossen ganzen eher in einem angenehmen Abstand steht von allem Uebermästeten, Prahlerischen, Dickwanstigen an Geist und in einem wohlenden Abstand von allem Verzogenen, Verhätschelten, Asozialen und Schwermütigen.* Ja, die Appenzeller Schulkinder singen kräftig das Lied, in dem es heisst, ihr Vater sei ein Appenzeller und esse den »Käs mit samt dem Teller«, was sprichwörtlich auf eine Spezialität deutet, wahrscheinlich so etwas wie

## Sparsinn.

Aus Gründen der Sparsamkeit unterbleibt sogar manche Statistik. Aber die Schweizerische Nationalbank führt eine solche über die Spargelder. Ende des Jahres 1937 traf es an Spargeldern, Depositen- und Einlageheften sowie Kassenobligationen auf den Ausserrhoder 2163 Franken und auf den Innerrhoder 2082 Franken pro Kopf der Bevölkerung. Die Appenzeller legen ihr Vermögen aber auch gern an in Zedeln und allem voran in einem eigenen Heimwesen.

Bringt man die appenzellischen *Verwaltungsausgaben*, wie sie gemacht wurden über die Jahrzehnte, in Vergleich mit den so grossen Leistungen für das Strassenwesen und alles,

was dem Volk wirklich zugut kommt, denkt man unwillkürlich an jene französischen Grossindustriellen, der für seinen Betrieb das Beste tat und damit vorbildlich dastand, seine ganze «Bureaukratie» aber in einer Holzhütte untergebracht hatte und uns erklärte, worauf es ihm ankomme: eben auf den Betrieb, nicht auf das «Papierregiment». Der St. Galler Dr. A. Neyer kam in seiner Dissertation über den Finanzhaushalt von Ausserrhoden zum Schluss, die Organisation der kantonalen Verwaltung sei sehr klar und zweckmässig. «Im Gegensatz zu andern Kantonen muss in Bezug auf den Verwaltungsorganismus gesagt werden, dass er äusserst einfach geblieben ist, was besonders in die Augen springt, wenn man in Betracht zieht, welche enorme Ausdehnung auch der appenzellische Staatshaushalt im Laufe der zwei letzten Jahrzehnte genommen hat. Ja, man muss sich wundern, mit welch kleinem Stab von Beamten die umfangreiche Arbeit bewältigt wird.» (Besoldung des Landesbuchhalters von Appenzell A. Rh. bisher 4800 bis 5800 Fr.)

Dem Appenzellervolk kann es die Sparsamkeit und Einfachheit im Haushalt derart gut, dass die Schaffung neuer Posten in der Verwaltung, die Vermehrung der «Herren im Staat», des «unproduktiven Apparates», schon sehr gut begründet werden muss.

Die unter Umständen sonst so fortschrittlichen Ausserrhoder waren sogar die allerletzten (1911), die sich hergaben für die Schaffung der Stelle eines ständigen *Schulinspektors,* also «für einen spitzigen Bleistift und Reklamanten», derweil die Arbeit auf dem Wege der Gemeinde-Selbstverwaltung ebenso gut und unter Einsparung einer Kantonsbesoldung besorgt werden könne. Als sie aber noch die einzigen waren, begannen sie doch zu zweifeln, ob alle andern eidgenössischen Stände auf dem Holzweg seien, ob das geübtere Auge sich nicht doch bezahlt mache. — (Besoldung bisher 6000 bis 7000 Fr.) — Bis 1920, d. h. bis die *Schulklassenbestände* von selbst kleiner wurden ob der Bevölkerungsabnahme, wies Ausserrhoden unter den Kantonen auch die höchste Schülerzahl pro Lehrer auf.

Ja sogar die Schaffung des *Obergerichtes* wurde von der Ausserrhoder Landsgemeinde erst 1858 angenommen, nachdem die Bundesverfassung von 1848 die Kantonsverfassung in verschiedenen Punkten ausser Kraft erklärt hatte. Bis dahin siegte u. a. die Scheu vor Verteuerung und vermeintlicher Komplizierung.

Und wiederum vermochte bei den sonst so demokratischen Appenzellern die *Gleichberechtigung der Beisassen,* der »frönnte Chöge« doch auch erst in der Regenerationszeit durchzudringen, ausgerechnet wegen des »Hausens«.

Einige Appenzeller Gemeinden hangen bis heute daran, die Bezieher von *Armengeldern* in der veröffentlichten Gemeinderechnung mit Namen zu nennen.

1922 berichtete der Innerrhoder Jahrbuchchronist: »Seitdem Appenzell keine *Herberge* mehr hat, haben jene von Herberge zu Herberge wandernden »Arbeiter« jegliches Interesse an Innerrhoden verloren, und die Behörden und Handwerker scheinen sie nicht zu vermissen.«

§ 7 der ausserrhodischen Verordnung über das *Polizeiwesen.* Nachsatz vom 1. Juni 1938: »Mit Bewilligung des Regierungsrates können kleine Gemeinden den Polizeidienst gegen Vereinbarung und Entschädigung einer Nachbargemeinde übertragen oder zwei benachbarte Gemeinden gemeinsam einen Polizisten anstellen.« — Besoldung des Chefs des Kantonspolizeiamtes A. Rh. bisher 5000 bis 6000 Fr.

Der ausserrhodische *Kantonsrat* ist in der Dekretierung von Ausgaben kompetent bis zu 30,000 Fr. für neue, einmalige Ausgaben und bis zu 10,000 Fr. für neue, jährlich wiederkehrende Ausgaben, was bei nicht so wohlwollender Beurteilung bereits als Misstrauen ausgelegt werden kann, ohne dass indessen diese Kompetenzregelung bei der appenzellischen Sachlage je dazu geführt hat, die Abstimmungslust zu missbrauchen. (Innerrhoden hat kein Finanzreferendum.) Als in der Staatsrechnung 1938 die Löhne der Beamten und Angestellten nicht einzeln aufgeführt wurden, sondern zusammengefasst in Kategorien und zwar entgegen einem Beschluss des Kantonsrates, entstand scharfe Opposition im Kantonsrat, die Staatsrechnung sei für den Steuerzahler da, der ein Recht habe, zu wissen, wohin die Gelder kommen und wie hoch die Besoldungen seien.

Bis 1895 begnügte sich der ausserrhodische *Landammann mit einer Jahresentschädigung von 200 Fr.* und die übrigen Regierungsmitglieder mit einer Entschädigung von je 100 Fr. Ganz ebenso zeigt der innerrhodische Tarif vom 7. August 1873 Eigenschaften, die ohne jeden Zweifel Anteil haben an der einstigen industriellen Blüte des Appenzellerlandes. Zum Teil daher allerdings auch der früher nicht unbedeutsame Amtszwang (A. Rh. bis 1908), der hin und wieder Persönlichkeiten veranlasste, sich ausserhalb des Kantons niederzulassen, wogegen es z. B. im Nekrolog von Nationalrat und Landammann Joh. Kd. Sonderegger heisst: »In ihm lebte etwas von der gut appenzellischen Art, die sich für die öffentlichen Aemter finden lässt... als selbstverständlicher Pflicht.» 1895 erhöhte die Lands-

gemeinde die Entschädigung an den Gesamtregierungsrat auf 10,000 Franken, und seit 1919 bezieht ein Landammann 5000 Fr. und ein Regierungsrat 4000 Fr.

Man vergleiche damit die durchschnittlichen Personalausgaben des kostspieligen Bundes, die für die Post betrugen 1913: 2673 Fr., 1927 (neues Besoldungsgesetz): 6198 Fr., für die allgemeine Bundesverwaltung mit P.T.T. 1913: 2760 Fr., 1927: 6383 Fr., für die Bundesbahnen 1913: 2757 Fr., 1927: 6273 Fr. (1933: 6780 Fr.)

In der eidg. *Volksabstimmung vom 28. Mai 1933* über die vorübergehende Herabsetzung der Besoldungen ... des eidg. Personals lieferte Ausserrhoden bei einer Stimmbeteiligung von 83 Prozent 7058 Ja und 3782 Nein, Innerrhoden 1900 Ja und 577 Nein.

Auch die *Haltung der appenzellischen Vertreter in Bern* ging immer wieder dahin, wofür der Sohn eines Herisauer Industriellen, Prof. Dr. Jak. Steiger, schon eintrat in einem Gutachten, das er 1913 dem eidg. Finanzdepartement zu erstatten hatte: nämlich auch für eine schärfere Kontrolle über die richtige Verwertung der auszugebenden Gelder.

*Appenzeller Journalisten,* wie z. B. J. B. Rusch, deckten immer wieder krasse Fälle der Begehrlichkeit und des Missbrauches auf in Sachen Subventionen, Stützungsaktionen, Bundesbahnhaushalt, Pensionskasse des eidg. Personals, Alkoholmonopol, bis zur gelegentlichen Frage, ob die hohen Kragen an den Militäruniformen dazu da seien, mit Staatsgeldern den Soldaten weniger leistungsfähig zu machen.

Schliesslich noch einige Beispiele, die sich nicht im öffentlichen Haushalt abspielen und auch nicht an der Börse in grossen Summen, die wir aber unbedingt vorbeiziehen lassen müssen als klassischen appenzellischen Sparsinn.

So fortschrittlich der Opfersinn der Appenzeller ist für Bahnen und gute Strassen, so sehr er auf die Heranlockung des Fremdenverkehr bedacht ist, so äusserst zurückhaltend zeigt sich zumal der Innerrhoder, *wo es im privaten Leben um die Anschaffung eines Autos geht:* Es trifft Einwohner auf ein Auto (1936):

Genf 17, Baselstadt 31, Waadt 38, Zürich 39, Neuenburg 41, Baselland 45, Tessin 46, Bern 52, Schaffhausen 52, Thurgau 53, Luzern 56, Solothurn 56, Zug 56, Aargau 62, Appenzell-*Ausserrhoden 65,* St. Gallen 67, Glarus 68, Freiburg 70, Nidwalden 74, Schwyz 86,

Obwalden 90, Graubünden 100, Uri 103, Wallis 103, Appenzell-*Innerrhoden 217!*

In dieser Zahl 217 spiegelt sich eklatant der Innerrhoder Sparsinn und überhaupt der Innerrhoder, der z. B. in den hochschulstudierten und industriellen Berufen ein Auto vielleicht ebenso gut vermöchte wie anderswo ein Maronibrätler, der aber für seine Person immer noch gern verzichtet auf ein Auto auf Abzahlung, des Sonntags frohen Mutes zu Fuss und per Bahn auszieht, steuerrad- und schuldenfrei, lieber auf grünen Matten sich bewegend als auf Rennbahnen.

»Die Wege (um die Wohnungen her) sind möglichst schmal, damit der Boden gut ausgenützt werden kann«, schrieb schon der gelehrte Franzose Besson 1786.

Ausserrhoden zählte Ende 1937 603 massive Gebäude und 14,739 *Holzbauten.*

Professor Joh. Jakob Bodmer, der fast jedes Jahr mit einer Gesellschaft von Verehrern aus Zürich und Winterthur zu seinem Freund Dr. Laurenz Zellweger nach Trogen in die Sommerfrische und Molkenkur zu gehen pflegte, besang, wie der reiche Appenzeller Arzt und Nachkomme eines berühmten Industriellen- und Landammännergeschlechtes »in einer föhrenen Hütte, dem bescheidenen Haus seiner Vorältern« wohne, eine Mahnung an die nachkommenden Generationen, sich nicht allzuweit zu entfernen von der Einfalt ihrer Sitten und der Einsicht »mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus«.

»Im behaglichen, vornehm, nicht luxuriös ausgestatteten Hause des Millionärs gab's kein lukullisches Mahl, eine gut bürgerliche Tafel aus sorgfältig geführter Küche, aber alles eher als protzenhaft«, schreibt der Biograph Oscar Alder von Arthur Schiess, der in dieser Art sicher den typischen Appenzeller Unternehmer verkörperte.

Der besonders durch seine Forschungen in Palästina bekannte Gelehrte und Politiker Dr. med. Titus Tobler »ass zu abends oft nur eine Hafersuppe, und dabei war und blieb er kerngesund und durchschwamm noch in hohen Mannesjahren den Bodensee bei Horn«.

Von Prof. Gustav Tobler von Lutzenberg in Bern schreibt der Biograph u. a.: »Es kam ihm gar nicht darauf an, seine Epistel auf Verlobungsanzeigen, Preiskurants, Bankformulare und drgl. zu schreiben, und als er einmal die Antwort auf einen seiner originellen Briefe mit Zimmermannsblei auf einer Dachschindel geschrieben erhielt, meinte er fröhlich: ‚Ich freue mich, an Ihnen einen gelehrigen Schüler zu haben'.«

Kantonsschul-Rektor Prof. Dr. Wildi wies alle glänzenden Berufungen nach auswärts freundlich von der Hand, blieb dem appenzellischen Wirkungskreis treu, und bei seinem Rücktritt *schenkte er die Pension der Kantonsschullehrer-Pensionskasse.*

Ein unlängst verstorbener einfacher Appretur-Arbeiter wandelte vom Frühling bis in den Spätherbst barfuss einher, war allzeit recht sauber, aufgeräumt und witzig, hielt tapfer zur Arbeitersache und — hinterliess 30,000 Fr. an Erspartem. Ohne je vom weisen Sokrates etwas gehört zu haben und auch ohne darin einen Widerspruch zur Arbeiterbewegung zu sehen, lebte er mit andern der Auffassung, die jener beim Anblick eines pompösen Umzuges geäussert haben soll: »Wieviel gibt es, das ich nicht brauche«.

Landesseckelmeister Tobler, der Gemeinde Heiden die Waisenanstalt samt allem Nötigen und viel Boden schenkend, tat es mit folgenden Zeilen: »... Eine kostbarere Einrichtung würde vielleicht schlechte Folgen haben. Boden zur Bearbeitung ist genug vorhanden. Leinenzeug, Kleider und Bettgewand sollen selbst gemacht werden. Dieses gibt auch Arbeit. Geld braucht es auf solche Art wenig, wenn man genügsam sein will... Was zur Leibes-Notdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben. *Falsche Hülfe ist: wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, wenn man Arbeit gibt ohne Unterricht, wenn man Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.*«

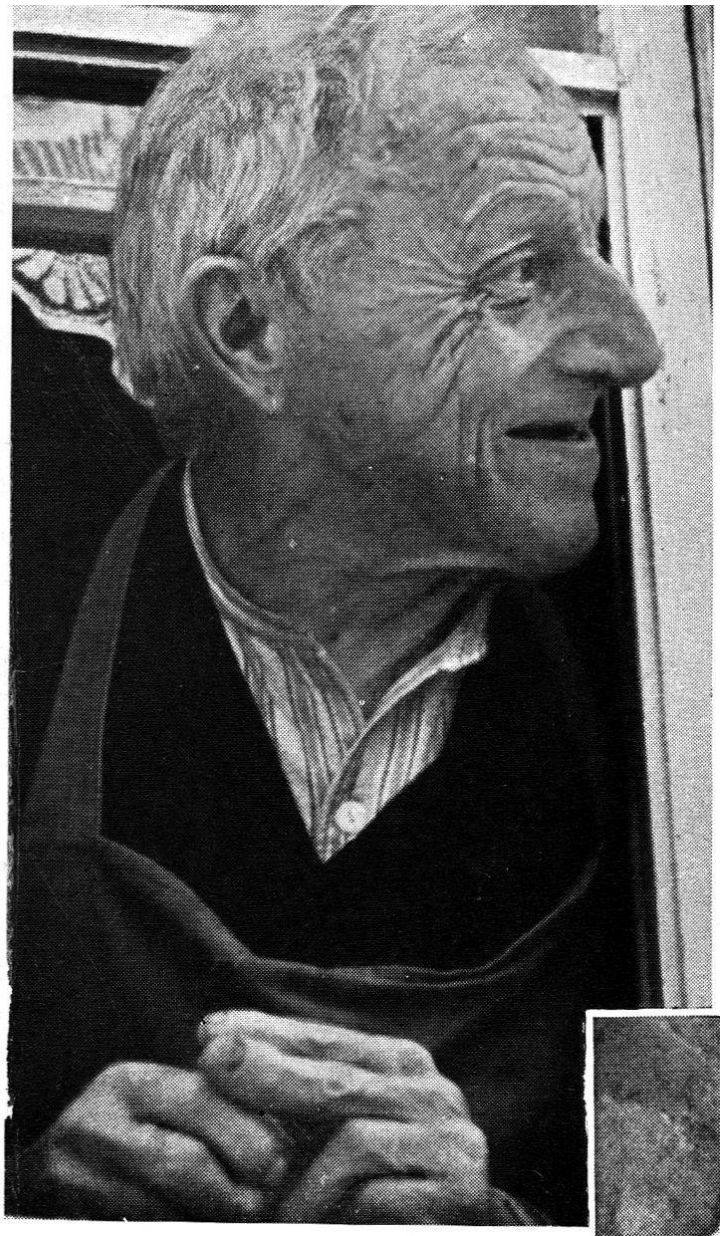
Zum Schluss noch eine Probe von Dr. h. c. Alfred Tobler!

Ein Büblein brachte dem Pfarrer »en Zolle Schmalz« (Butter). »Jää«, sagte der Pfarrer, »das taar-i nüd aaneh, das ischt jo vizvyl, Jokebli«, worauf das Büblein antwortete: »Joo — de Vatter häd's au gsääd, aber d'Muetter häd gsääd: Nää! De Herr werd wohl gschyd gnueg see ond's Schmäälzli nüd omme sös abneh«.

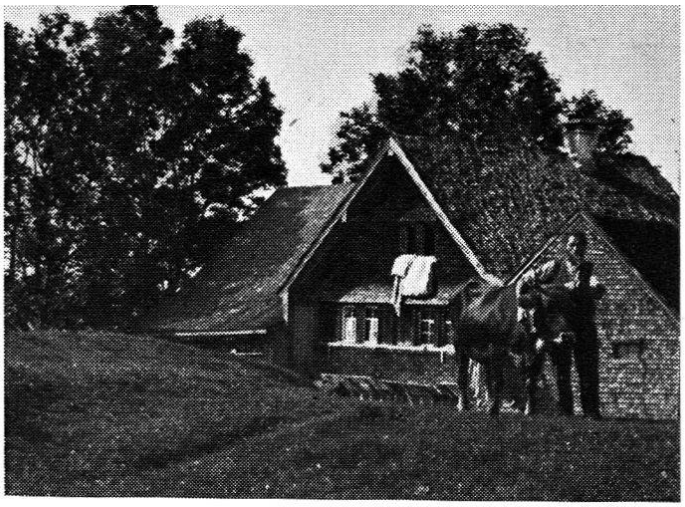
Als ein Pfarrer um Gehaltserhöhung einkam, erhielt er zur Antwort: »*De Pfarrer söll gad so vyl preie (predigen), als er globi, das'r för sinn Loh gee chönn.*«

Und als ein Knabe zu Dr. med. Niederer in Rehetobel kam, das Fläschchen 80 Rappen kostete, er aber nur 65 Rappen hatte und vor der Wahl stand, die 15 Rappen zusammenzubetteln, sagte der Knabe: »Nää, das thue-ni nüüd, Herr Toktr, chönntid'r nüd gad wädli för föfzehe Rappe drosstrinke?«

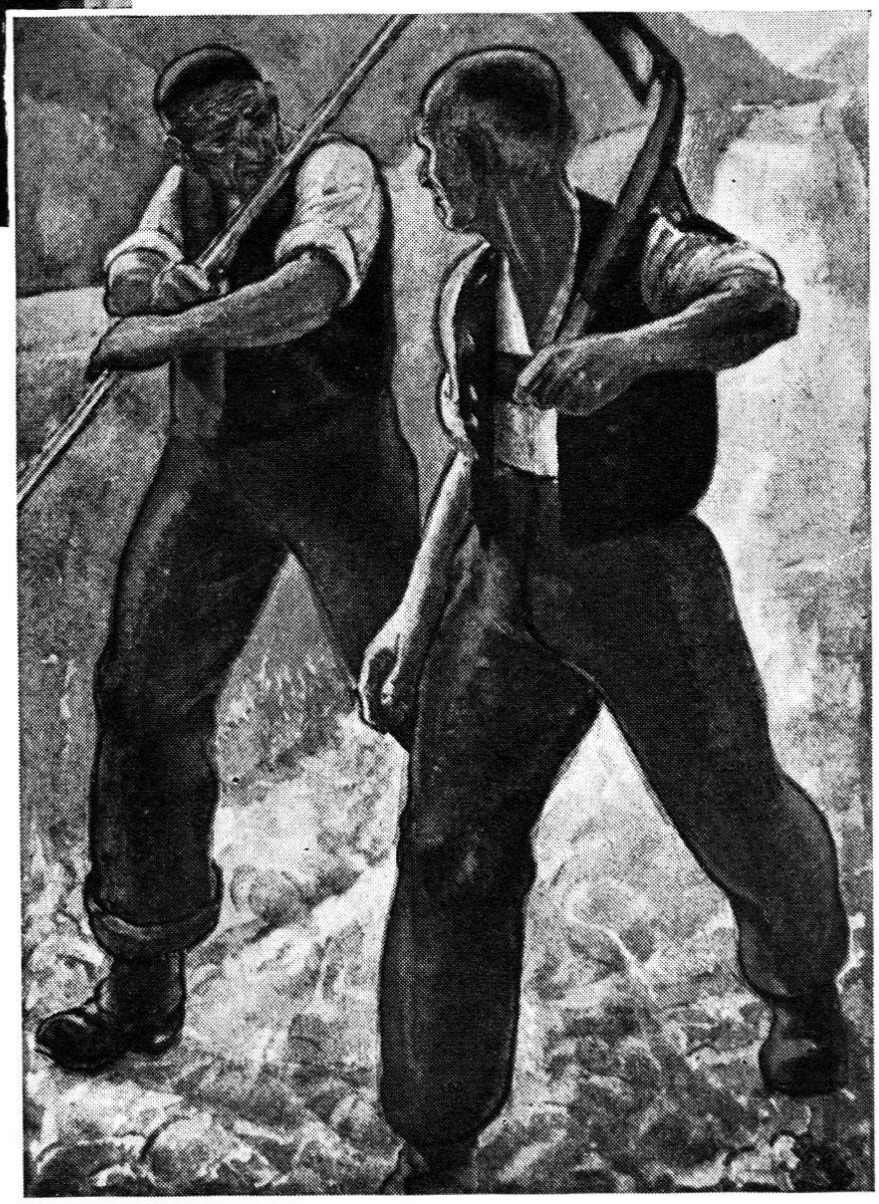
So äussert sich jene *Konsequenz aus den Jahrhunderten der appenzellischen Weberschulung, wonach das Geld einfach reichen muss zu Zeiten!*



Er ist 90 Jahre alt und kompetent zu sagen: «De Pfarrer söll gad sovyl predige, als er globi, das'r för sinn Loh gee chönn.»
(S. 16, abgewiesene Lohnerhöhung.)



«Nää! 's ischt den glich au e Sach! I globe efange fascht, das i's nomme zomm ääne halbe Sentem bring!» (S. 10.) Die Webkeller-Fenster weisen aber auf jene typische, industriell-bäuerliche Kombination, die sich bei dem Kurvengang der Textilindustrie als so wohltätig erwies. (S. 120.)



«I ka ab gär nünt besser schwitze, as wemm mer zwee Zees zsäme kond.»
(S. 72.)

Man verzichtet auf die Empfangsstube und wohnt dafür mit weniger Geld und aufgeräumt in einer fensterreichen, sonnigen Stube.

(S. 20, Sparsinn als Qualitätssteigerung.)

Die Wege sind möglichst schmal, damit der Boden gut ausgenützt werden kann, und das Gras wächst bis vor die Türe.

(S. 15, Sparsinn.)

Als indes Nationalrat Greulich bei den Vorderländer Webern einen Vortrag hielt, sagte im anschliessenden Gespräch ein Männlein aus der Reute mit grösster Bestimmtheit: »Ond i vedien en Fööfliber!«, worauf der alte Greulich ihn erstaunt fragte: »Jää, sicher? Verdienst du würkli en Feufliber?« Alle andern Weber bestritten das. Er aber bestand darauf und fuhr hitzig fort: »Ond i vedien en Fööfliber!« Endlich klärte sich die Sache auf. Seine Meinung war: ond i *wör* en Fööfliber vediene!

Aber ein New Yorker Wolkenkratzer-Gebieter würde nun die Appenzeller vielleicht betrachten wie wir die Abessinier. Oder doch nicht ganz? So wie die Dinge bei den Europäern einmal liegen, zeigt sich, dass es unendlich leichter ist zu kaufen als zu zahlen, unendlich leichter rascher zu sein im Ausgeben denn im Einnehmen, derart dass ein Professor an der Eidg. Technischen Hochschule seinen Studenten einmal rundwegs erklärt haben soll: »Meine Herren, wenn Sie die Wahl haben, eine Bürgschaft einzugehen oder sich zu hängen, ersuche ich Sie in Ihrem Interesse, wählen Sie das letztere.«

Wie reagiert daher der typische Appenzeller? Ach ja, es sei leicht, mit sich selbst weich zu sein: sparen aber heisse, mit sich und zur rechten Zeit hart zu sein. Jedenfalls sei das Sparen »kein so ein Essen«. Oder warum die Nervosität in so vielen Gläubigerversammlungen, soviele Kreditbetrüge, soviele Unterschlagungen? Schon Gottfried Keller habe den Wink gegeben, ... in Wirklichkeit hätten sie nichts oder nicht viel mehr als einen grossen Fleiss im Geldborgen. Was Felix Pinner in seinem Buch »Deutsche Wirtschaftsführer« an Warburg, dem grössten Hamburger Banquier, entdeckte, erscheint dem Appenzeller Fabrikant daher unbedingt vorbildlich: »Wenn er sein Haus modernisieren wollte, lag ihm wenig am Reichsgeist. Er verzichtete darauf, einen jener imposanten Bankpaläste mit monumentalen Prunktreppen, grossen Empfangshallen und Riesenheeren von verbürokratisierten Bankbeamten zu errichten, wie wir sie von den grossen Aktienbanken kennen. — Er blieb in seinem bescheidenen Bankgebäude an der Ferdinandstrasse wohnen ...«

Offenbar aber hatten die Herren von Herisau es auch schon »grossartiger« im Kopf: sonst hätte sich Nationalrat Howard Eugster nicht veranlasst gesehen, 1910 eine staatsrechtliche Beschwerde zu erheben gegen einen ausserrhodischen Kantonsratsbeschluss betr. Bau

eines Kantonalbankgebäudes im Kostenvoranschlag von 450,000 Fr., zur Zeit, da für die Postschalterhallen Marmor und dorische Himmel und für die Bundesbahnhöfe und Fabrikantenhäuser Fassaden und Säulen in griechischer Bildhauerei Mode waren: sie standen ihnen schon vier Jährchen später und seither herrlich an bei ihrer Finanzlage!

Ein weiterer Deut für die nüchterne Gesinnung sind die zahlreichen Ferienkolonien, die den Sommer über den Wohnsitz aufschlagen auf den Appenzellerhöhen. Schulkinder aus den Städten Zürich, Winterthur, Schaffhausen, Basel . . ., das sei etwas, das in der appenzellischen Bescheidenheit besser und sicherer sich ausnehme als Palace-Hotels.

Meist dann, wenn die alte »Wirtschaft mit Pension«, dafür mit fleissigem Umsatz und gutem Ruf, es nicht mehr tat, wenn es ein grosser, kostspieliger Zementkasten sein musste an Stelle von zwei sonnengebräunten geschindelten Appenzellerhäusern, ging »der Schuss hinten hinaus«. Sehen wir ab vom eigentlichen Alpsteingebiet, dann war das Ende vom grossen Glauben ans Reichwerden die bekannte, in so mancher Ausserrhoder Gemeindechronik fixierte Abfuhr: »Hotel X nach mehrfachem Besitzwechsel endlich ganz eingegangen«. Es wurde allmälig klar, wie für die Kurgäste, die sich für Ausserrhoden entschliessen, das Preisgünstige, Stilreine, streng Reelle und der menschliche Gehalt sich von selbst empfiehlt.

Höre man eine Stimme aus dem »Schweizerspiegel« (Heft 3, 1938): »Das waren seit langem die schönsten Ferien, sagte sie. Erstens hatte ich finanziell gar keine Sorgen, im Gegenteil. Das Pensionsgeld war so bescheiden, dass ich mir manchmal Extravergnügen leisten konnte und nie das Gefühl hatte, mit dem Geld knapp zu sein. Zweitens bewohnte ich in dem Bauernhaus ein schönes, getäfertes Zimmer, und mit dem Essen war ich ebenfalls mehr als zufrieden. Wie ganz anders waren meine letzten Ferien im Palace-Hotel in G. . . Für das Geld, das ich ausgeben konnte, bekam ich nur ein winziges Nordzimmer in der Nähe der Küche. Das Essen war langweilig, und da ich alle Extraausgaben vermeiden musste, reichte es kaum zu einem Kaffee an einem Regennachmittag. Vom Palace-Hotel hatte ich eigentlich nur den hohen Preis und den schönen Namen, sonst nichts.«

Diese Gasthöfe können dennoch eine musterhafte Einrichtung aufweisen, ja die vornehmste Gesellschaft verdienen, sofern die sparsame Gesinnung nicht hin und wieder einen andern Bock spielt. An einem Freitag kam der tolerante katholische Pfarrer Koller von Ap-

penzell zu einem Metzger und kaufte Würste. Erstaunt sagte der Metzger: »Jää — Herr Pfarrer! Was sinnid'r au? s'ischt jo Frytig!« »Defryli isch es Frytig, Sebadoni. Eba graad dromm chomm i gi Mehlspyse chaufe.« Der sparsame Metzger war nämlich eben vorher bestraft worden, weil er zuviel Mehl verwurstet hatte. — »Am meisten gab die Ordnung in den Kellern Anlass zur Reklamation... Die Deklaration der Weinfässer ist oft nicht identisch mit der Weinkarte«. (Geschäftsber. Staatsverw. I. Rh. 1937, S. 53, Lebensmittelpolizei.)

Der Verband appenzellischer Verkehrsvereine wies auch wiederholt hin auf die Notwendigkeit, die appenzellischen Gasthäuser zu modernisieren, fliessendes Wasser, Bad und durchgehende Heizung seien heute Dinge, die man in den Städten als selbstverständlich betrachte. Verschiedene Gasthäuser folgten dem Ruf, während andere Wirte der Meinung sind, die saubere grosse Waschschüssel und alte Wärme und Molligkeit tue es auch, das andere erhöhe nur wieder den Preis.

(4) Von einzelnen Beispielen nun abgesehen, ist interessant, wie der Sparsinn der Appenzeller sich eher auswirkt als

**Qualitätssteigerung,**

*ja ihrem Lebensstil einen kühnen Schwung verleiht, wie man ihn vielerorts anderswo selbst bei höherem Einkommen sehr vermisst. Ob jemand kümmerlich lebe oder glücklich, hange wohl vom Einkommen ab, aber nicht allein davon, sondern auch von der Art des Ausgebens. Im grossen ganzen schränkt der Appenzeller seine Bedürfnisse im täglichen Leben ein, und das erhöht gerade und immer wieder und fast auf der ganzen Lebenslinie die Qualität. Die Appenzeller verelenden bei der Einschränkung nicht, im Gegenteil: Die Nichteinschränkung sei es, die mithelfe zur Verproletarisierung.*

Die Kriterien der Vornehmheit leitet der Appenzeller also gerade nicht ab von jener Meinung, sichtbarer Aufwand hebe das gesellschaftliche Ansehen und jedes Zeichen, dass die Ausgaben irgendwie ins Gewicht fallen, wirke herabsetzend. *Appenzellisch ist: »Was nützt ist noch schöner.«*

Zwar berichtet der Innerrhoder Jahrbuch-Chronikschreiber 1913: »Längs der (sonnigen) Landstrasse Gontenbad-Gonten wurden 100 Ahornbäume gepflanzt, als Ersatz für die frühere Pappelpflanzung«.

Also, es durften keine Fruchtbäume sein. Denn wie, wenn ein armer Schulknabe auf dem Heimweg ein paar Nüsse eingesackt hätte?

Wenn aber die Appenzellerin Schatten braucht für die exakte Handarbeit im Freien, pflanzt der Mann sicher nicht wie so viele Villenbesitzer und Stadtbaumeister Rosskastanienbäume hinters Haus oder an die Strasse, sondern Obstbäume, wie es das Klima erlaubt, und ein Holunder-, Wachholder- oder Brombeerenstrauch an der Hausecke oder ein sauberes Stück Beeren scheint ihm nicht nur nützlicher, sondern auch schöner, echter zu sein als der »geschnigelte Staudenfirlifanz«. Wie sagt es Julius Ammann: »*Lueg, henderem Stall en Holder, — bim Hus en Berebom*[1]*), — en Trüeter a de Fenschter, — Wesbode om ond om.*« Fürwahr, etwas Reines und zugleich Nützliches.

Man verzichtet auch auf die Empfangsstube, aber man wohnt dafür mit weniger Geld nicht eingeengt und menschenwürdig in einer fensterreichen, sonnigen Stube: das hat Niveau. Man vermag meist keinen Plüschsalon und nicht soviel an Polster und Teppichen und Ueberhängtem und hat dafür sans phrase auch weniger Motten und Staub: man lobe das reine Holz, das milchweisse Tannentäfer und die Lärchenzeichnungen. Denn am Ende sind auch noch die Lungen reiner, das Blut leichter, die Seele frischer, während die Gemütlichkeit mit der Massenhaftigkeit der Möbel und Gegenstände von einer gewissen Grenze an gerade abnimmt. *Die vielen Dinge machen die Leute arm.*

Lange bevor die Rede war von der guten Wirkung weniger und weiter Kleider, der Luft- und Strandbäder und noch modernerer Naturfreundbewegungen, pflegte der altmodige Appenzellerbauer eine Bekleidungsart, die fürs erste zur wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit beiträgt und fürs zweite noch gesunder ist als die Schneeschneckenpackung mit ihrem Schweissgeruch und ihrer Plage. Möglich sogar, dass wieder einmal ein Südseehäuptling nach Europa kommt, der vielen Kranken zu sagen weiss, sie sollen sich mit viel weniger be-

---

[1]) Sogar im Bezirk Appenzell, berichtete der Jahrbuchchronikschreiber schon 1911, zählte man 2307 Apfel-, 546 Birn-, 158 Kirsch-, 114 Zwetschgen-, 58 Holunder- und 102 Lindenbäume . . . »Am 21. April fand die 25. Schülerbäume-Verteilung statt. An austretende Schüler wurden 52 Bohnäpfel-, 53 Baumannsreinetten-, 115 Jacques-Lebel-Bäume verteilt.«

helfen und ihre Nervenkrankheit werde von ihnen weichen, sie seien mit weniger Kisten und Koffern nur glücklicher. Der gelehrte Franzose Besson aber folgerte, die Appenzellerbauern seien schlecht gekleidet. Denn (man höre!) sie seien hemdärmelig und ohne Strümpfe, und unlängst berichtete ein deutscher Nationalökonom, die Not sei atemraubend...

Sie ehren auch noch den Milchrappen. Denn man weiss: ein roter Rappen ist bereits mindestens 1 $dm^2$ Land, und Land heisst in der Welt ein Heim und im Heim eine Welt. Man springt nicht soviel »über die Gasse«, hat dafür seinen Most im Keller, und ein Hock in der luftigen, aufgeräumten Stubenfensterecke hinterm Tisch, das hat Gemüt.

Die Weber vermögen keine Fleischprediger zu sein im Ausmass von Nietzsche, aber brauchen dafür auch nicht die zweite Lebenshälfte unter allen möglichen Leiden sich zu Tode zu jammern. Und was schön ist: sie machen aus ihrem Bekenntnis seltener jemandem eine Predigt, vielleicht weil sie es für das Richtige halten, dass es irgendwo auf der Welt die üppige, mastige, reiche Flora der Seerosen gibt und irgendwo die karge aber reine Höhenwelt der Felsenkräuter.

Wie aber, dass diese Spezialität, nicht einfach möglichst vielen Bedürfnissen nachzugehen, sondern *sehr auf die Qualität der Bedürfnisse zu halten,* ihre Ausnahmen hat und ihre Wandlung bald zum Bessern und bald zum Schlechtern?

Die alten, kräftigen Appenzeller hielten z. B. noch viel auf sonnengewachsener Frucht, auf Hafer... Es sei zugegeben, dass sie diese Uebung vielleicht ein bischen übertrieben. Ein Armenhäusler sagte zu einem alten Bekannten, der sich nach seinem Befinden erkundigte: J chönnt's näbe nüd rüehme! J taar nomme-n-off de Stross laufe. D'Ross wemm mi all fresse. Sie schmeckid halt de Haber amm m'r!« — Heute, im Zeitalter der Milchschwemme, passiert es einem, wie die Appenzeller-Zeitung neulich berichtete, dass die Kinder sogar an einer Aelplerchilbi nicht einmal Milch erhalten. Was wurde im Appenzeller Haushalt über die letzten hundert Jahre immer mehr konsumiert? Kaffee, Tuback, Kohol, Kaffee, Tuback, Kohol. Für Alkohol allein werde in der Schweiz mehr ausgegeben als für Milch und Brot. Ist dies bekömmlicher?, fragte Dr. med. Höchner, Walzenhausen, in einem Referat vor der Gemeinnützigen Gesellschaft. *Nein! Aber wirtschaftlich fortschrittlicher? Nein! So doch billiger? Auch das nicht! Aber warum lebt man dennoch so? Das weiss ich nicht!* Die

Krebskrankheit, gefördert durch die Ueberreizung von Gaumen und Magen, soll heute mehr Tote erfordern als die Tuberkulose.

Daher die Meinung der einen Appenzeller, was hierin die Krämer an »Zivilisation« gebracht haben, sei nicht rein-alt-appenzellisch.

»Anno 1653, den 16. Februar, am kleinen Rath zu Trogen. Diesen Rathschlag sind 24 Personen ab Gais für M. Gnädigen Hh. und Obern zitirt und gestellt worden, aus Ursach, weilen sie verklagt worden, sie haben alle Rauchtobak getrunken und etliche unter ihnen haben auch Rauchtobak verkauft und also Grempel damit getrieben; da sie und dessen alles, was sie verklagt, geständig sein müssen, also hat man nach Klag und Antwort Erkendt, dass diejenigen, welche Tobak getrunken und verkauft, ein Jeder solle zur Buss verfallen sein 2 Pfund Pfennig und diejenigen, welche allein getrunken, 1 Pfd. Pfennig... Item, es ist ihnen auch allen zugesprochen worden, dass sie fürohin sich des Tobaks müssigen, oder sie sollen nachgehends, wann weiters Klag einkäme, noch höher mit allem Ernst abgestraft werden.«

Es ist eine ausserrhodische Ratsprotokoll-Notiz, die wir hier vor uns haben, und heute wird mancher Appenzeller geradezu mit dem »Lendauerli« geboren. Aber wir wollen denen, die hin und wieder die formale Technik über die wahre Erziehungsarbeit stellen, dafür die tugendhafte Eigenschaft zugute schreiben, es ertragen zu können, dass die Mitmenschen anders leben, als sie es für richtig halten: sie haben sich abgewöhnt, sobald ihnen etwas missfällt, nach Verboten zu rufen. Und handelte es sich nicht um die Nachkommen, hätten wir auch noch den Trost, dass es Jeder an sich selbst hat. Denn ein Appenzeller Zahnarzt fragte einen Patienten: »Wele Zah tued-i weh?« »Es gnappid allsamme, Herr Toktr, 's ischt mer grad, as eb i e Klavier im Muul inne hätt!« — Der Reformator und Arzt Vadian hingegen konnte von seinen Hügelnachbarn noch berichten: »... je reucher das gelend ist, je schöner die weyber sind«.

(5) Da nun aber die Appenzeller mit Sparen allein einem Wolkenkratzer-Gebieter vielleicht doch vorkämen wie uns die Abessinier, wollen wir auch die andere, vielleicht noch entscheidendere Seite betrachten: den

## Arbeitscharakter.

Die ziemlich jeden appenzellischen Sozialpolitiker etwas sonderbar berührende, doch mehrheitliche Verwerfung des Achtstundentages [1]) vom Appenzellervolk und die Ergebnisse der Enquête von Pfarrer Zinsli, Walzenhausen, über »die Beschäftigung der schulpflichtigen Kinder in Hausindustrie und andern Erwerbsarten im Kanton Appenzell A. Rh.« (App. Jahrbuch 1905) zeigen, *wie der Kurvengang der Industrie hierin einwirkte: Gewöhnung, dann doppelt einzuhängen und alle Kräfte und alle Zeit aufzubieten, wenn die Geschäfte gut gehen.*

Es ist freilich möglich, dass die Enquête von Pfarrer Zinsli mit Hilfe der appenzellischen Lehrerschaft via Schulaufsätze nicht ganz ein richtiges Bild gibt. Denn keiner der zum Aufsatz veranlassten Schüler wollte gegenüber dem Lehrer als Faulenzer dastehen, sondern natürlich möglichst als Gegenteil. Aber das stimmt: alles andere ist eher appenzellisch als das enfant gâté. Appenzellisch ist frühe Heranziehung, Behilflichkeit, Bedachtsein auf das Nützliche, auch wenn aus dieser Jugenderziehung nicht gerade die fettesten Mäuse hervorgehen. Selbst, wo man das mildere Appenzellische vor sich hat, ein ländliches Eigenheim im Vorderland mit Kirschen, Zwetschgen, Delikatbirnen, Beeren, Geissen, Hennen, Bienen, Kaninchen usw., wo es mitzuhelfen gibt beim Spuhlen, Boten, Gärtnern, Hagen, Wegen, Heuen, Emden, Obsten, Sonnen, Mosten, Tresterkäslen, Püscheln, Schreinern usw., ist es immer noch frühzeitige Erziehung zur Arbeit und Anstelligkeit.

»Nur selten trägt in Innerrhoden die Notlage der Eltern die Schuld an der Kinderarbeit... Viele Eltern verlangen von ihren Kindern aus erzieherischen Gründen die Stickarbeit.« (K. A. Neff.) Dass die Kinder schon früh mit dem Kunstgewerbe, mit der Behandlung der Ware, mit dem Arbeitsgerät, mit der Geduld vertraut werden, hat übrigens auch beigetragen zur bekannten Ueberlieferung der hervorragenden Feinfühligkeit in der appenzellischen Weberei und Stickerei.

Und ebenso hat das »*Klein aber Mein*« an Bodenbesitz eingewirkt in der Richtung des emsigen Wesens. Das merkt schon, wer sich der Hügelwelt nähert und an einer steilen Halde einen Appenzellerbauer mit der Heuburde auf dem Nacken davon springen und eins-zwei, eins-zwei wieder daher eilen sieht. Es wiederholte sich, was schon bei den alten Kulturvölkern der Fall war, z. B. den Aegyptern, Sumerern, Babyloniern, Assyrern: *der beschränkte Lebensraum lehrt den Boden und das Vieh fleissig zu behandeln.*

---

[1]) Eidg. Volksabstimmung vom 31. Oktober 1920 über die Arbeitszeit bei Eisenbahnen und Transportanstalten.

Unterländer erklären etwa, unter den Bedingungen der Appenzeller Bauern wären sie ausserstand, es zu »machen«, wo die »vo-n-obe-nabe« aber hinkommen, da nehme das Wiesenland oft spielendere Feinheit an, sie kommen barfuss daher und bringen relativ am meisten und gute Milch in die Käserei. Andere wieder, bei denen junge Appenzeller als Knechte dienen, sagen, die Appenzeller seien ausgezeichnete Viehwärter, aber man bringe sie fast nicht aus dem Stall.

»Ein Engländer, der vor hundert Jahren das Appenzellerland bereiste, schrieb, dass ein guter Appenzellerbauer, dessen Kleiderschrank in allem kaum 20 Gulden wert sei, seiner Lieblingskuh eine prächtige Schelle im Wert von nahezu 70 Gulden um den Hals legt. Darnach gefragt, wie es gehe, nennt der Appenzeller Bauer oftmals erst den Tierbestand und hernach die Familie« (also auch die Frau!), und die Gemeindeviehschau Teufen 1929 stand unter dem Motto: *»Zuchtwahl ist e wichtegi Sach. Si het gär viel z'bedüte. Bim Vechli lueget me ängstli drof, fast me als bi de Lüüte.«*

Hat auch jeder Appenzeller Student die Gedanken so fleissig beim Studium wie die Väter bei den »Suue«, beim »Wiessbuch«, beim »Galtlig« und bei der »Heemet«? »En Puurebrief« (Adressat: ein appenzellischer stud. phil. in Zürich):

»Herisau, Wentermonat... Mini Trine loht mer efach ke Rue ond säät all Tag, i söll jez doch emool üserem Landsmaa of Zöri abe schribe... Bi meer goht alls im Alte. Im Herbstmonet han i müese dri Suue metzge... De Wiissbuch het em Ziistig vor acht Tage kälblet. De Pläss ischt mer aafangs Wiimonet fetloffe; er het scho lang näbis aardlecht ommepfnuderet. De seb Galtlig han i am letschte Maart vechauft, de Diem het mer no e Töbeli meh potten als de Frischknecht. Em Hörler sini Heemet wär fääl, aber si sei en Blätsch mönder wert as er meeni... Metti Broochmonet goni wider z'Alp... Ond wenns der im letschte Sommer pliebet het binis i de Hötte, so chaascht wider choo so lang-t-wit. So ond jetzt bhüeggott. Mit em Schribe-n-aber chonscht mi nömme nöber, seb säg der. E. Z.«

Solche Zusammenhänge und ein solcher Bauernbrief wäre zwar da und dort kein »ökonomisches Moment«. Aber ist nicht gerade diese Gesinnung das typisch Wichtige, das, was zur Wirtschaftlichkeit führt: *dieses den Kopf bei der Sache haben, dieses lebendige Interesse, dieses besonders stark am »Vechli«-Hangen* »ond öppe n'e Zäuerli nee«, *dieses innerliche Erleben des Berufes,* wobei alles bis ins kleinste durchdacht wird und Einsichten gewonnen werden, zu denen ein anderer mit aller Schulung nicht durchdringt.

Woher anders kommt es, dass Aussteller, selbst landwirtschaftliche Schulen, wenn sie für eine Ausstellung recht schöne Kühe haben wollen, nach Innerrhoden sich wenden und dort Tausenderbeträge laufen lassen?

»Er wäscht es und bürstet es und hängt sogar die Schwänze seiner Kühe an einer Schnur auf, damit sie schön rein bleiben«, schreibt schon G. B. Depping, französischer Gelehrter, in seinem vierbändigen Werk »La Suisse ou esquisse d'un tableau historique, pittoresque et moral de Cantons hélvétiques«, 1822. »Die Kühe haben ein glänzendes Fell wie die bestgepflegten Pferde«, berichtet ebenso L. Simond, Schriftsteller und Gemeindepräsident von Versoix schon 1822. (Voyage en Suisse, fait dans les années 1817—19, 2. vol.)

Das alles ist nicht gar so selbstverständlich, auch dann, wenn man nicht vom Süden kommt, sondern vom Osten, wo die Temperatur noch nicht so viel drückender ist, wo aber auch andere politische Verhältnisse einst einwirkten; z. B. von den frühern Gegengrenzlern schreibt ein Soziologe (Palmer):

»Der Wallache hat eine eingewurzelte Abscheu vor jeder Arbeit, vor der er sich drücken kann — und was die unvermeidliche Arbeit anbetrifft, so hat er eine sehr hohe Vorstellung von der »männlichen Würde« und hält es für recht und billig, dass er die langen Sommertage hindurch eine köstliche Siesta geniesst, während seine Frau alle Arbeiten auf dem kleinen Besitztum verrichtet.«

Ob aber alle Appenzeller zu den Tätigen zu rechnen sind? Als ein typischer Ausnahmemacher, ein sogenannter »Moschtgast«, nachts 12 Uhr immer noch keine Anstalten machte, zu gehen, sagte der unwillig gewordene Wirt, der an der ganzen Sache 10 Rappen verdiente, zur Frau: »Chomm Babe, mer wend is Bett, de Gascht will hää!«

Doch die wichtigste Ausnahme lässt sich umschreiben durch jenen Appenzeller, der einst zum Landammann kam, um Audienz bat, abgewiesen wurde und rief: »Gad e-n-änzigs Wort, Herr Landamma!« »Nütz isch! Machid, das'r mit Euere Müedereie fortchöönd!« »Gad e-n-änzigs Wort, Herr Landamma!« »Noso! Wa wänd'r?« »Göld!« Sicher eine sehr moderne Erscheinung im Staat!

(6) Das Interessanteste aber ist, wie der Sparsinn übergeht in den eigentümlichen straffen

**Zug ins Aufgeräumte,**

*Unüberladene, Klare, fast Karge, auch auf dem Gebiet des Politischen.*

*Es gebe nämlich auch in dieser Sphäre ein »weniger ist mehr«, eine Mission, Hüter der wohligen, ballastfreien Stube zu sein: gegen die Finanzunordnung im Staat, gegen die zunehmende Art, bei der Einkommenssicherung mehr und mehr auf die Preise zu greifen und die Spekulationseinkommen zu schonen, gegen die wuchernde Mode der Privilegierung der einen, zumal ohnehin Stärkeren auf Kosten der andern, gegen jenen Teil der Regierungseinmischung, bei dem heute dekretiert und morgen korrigiert wird, gegen alles Uebermästete, Ueberorganisierte, Protzenhafte, Unreine in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, nicht gegen das ökonomische Gesetz von der wachsenden Staatstätigkeit, aber für eine Tätigkeit, deren Nah-, Fern- und Rückwirkungen genug durchdacht werden, nicht gegen die Eingriffe, aber für weniger und dafür bessere Eingriffe.*

Wäre diese Gesinnung nicht von einer innigen Empfindung und oft verbunden mit einer eigentümlichen Abgeklärtheit, manchmal auch mit stiller Wehmut, wäre es erst noch fraglich, ob dann die Landsgemeinde mehr Geist und geistige Form bekunden würde. Zum Geist gehört ja auch der Sinn für das Wesentliche. Man sage daher richtiger, als der Appenzeller wolle grundsätzlich »nütz neus«: er wolle bestimmt keine »teure Schweiz«, keine unnötige »Gsetzlimacherei«, er wolle nicht das Opfer werden der Unfreiheit, der unnützen Kostspieligkeit und Komplizierung, der ungeheuren Begehrlichkeit, der Interessenbuhlerei, des Ballastes in der Volkswirtschaft.

Kämen z. B. gewisse Zollzuschläge, wie sie heute auf notwendigen Lebensmitteln bestehen, und allgemeiner die Preisdiktatur von Brugg vor die Appenzeller Landsgemeinde, wäre allerdings mit hundert gegen eins zu wetten, dass sie bachab geschickt würden und mit einer heillosen Wucht. Aber wäre dieses »nütz neus« wieder ein Schaden? Durch derartige Privilegierung oder doch in diesem Mass anstelle der Hilfe wie früher für diejenigen Einzelbauern, Gewerbetreibenden, die es wirklich nötig haben, seien vor allem die ohnehin Wohlgestellten unter den Bauern, namentlich die

Grossbauern im schweizerischen Mittelland die Geschützten, und andere, die ihre Liegenschaften hernach teuer verkaufen. Das Schweizerische Bauernsekretariat schätzt die durch zu hohe Verkaufspreise zustande gekommene Ueberschuldung der schweizerischen Landwirtschaft auf etwa eine Milliarde. Und dazu treffe die Preiserhöhung alle jene, die auf den Ankauf von Butter, Käse usw. angewiesen sind. Das aber wirke auf die Löhne, verteuere die Produktion der appenzellischen Industrien, mindere die Exportfähigkeit, schaffe Arbeitslosigkeit, verringere die Kaufkraft, verschlechtere die Steuerbilanz, und nun komme notwendig der Staat mit Arbeitslosen-Unterstützung, Sanierungen, industriellen Schutzzöllen usw.. Aber der fatale Kreislauf sei damit noch nicht beendet. Der neueste Eingriff drücke nun wieder auf den Steuerzahler und Konsumenten und jetzt wieder auf den Bauern, aber nicht auf die Spekulanten und auf diejenigen, die inzwischen ihren Boden teuer verkauften und in Freuden in der Stadt privatisieren.

Als Picot 1819 in seiner Statistique de la Suisse alle Kantone untersuchte, fiel ihm an den Appenzellern sehr auf: »... Ils n'ont aucune douane, ni pour l'introduction ni pour l'exportation des marchandises«. Das war die Zeit, wo das Appenzellervolk noch über sich selbst befahl. Auch je und je schickte es freizügig eingestellte, aufgeräumte Fabrikanten und Intellektuelle nach Bern. Einer von ihnen, Zellweger, der Trogener Fabrikant, war es, der als Oberzollinspektor von der Tagsatzung zur Prüfung der Zollfragen eingesetzt, nachwies, dass mit Umgehung der Schweiz, selbst mit einem Umweg von 100 Stunden, weit wohlfeiler spediert werden könne ... — Die Einstellung auf das Freizügige, Aufgeräumte ging derart weit, dass es lange als absoluter Vorzug in der Richtung der Verbilligung und Verbesserung galt, die ganze Gegend auf wenige Industrien zu spezialisieren und zu schulen.

Und wie viele andere Gesetzesbeschlüsse gibt es, die genau gleich wie die Zollpolitik direkt oder indirekt verteuernd wirken auf die ganze Schweiz! Da zeigt sich dann das vermeintliche »nütz neus« als eine wohl zu vertretende, herausgearbeitete Meinung.

Wieder auffallend ist, dass eine so heftige Opposition schliesslich gegen die eigene »teure Schweiz« ausgerechnet aus Baselland und Appenzell A. Rh. kam. Wo es sich um beinahe 100prozentige Exportindustrien handle, entscheide im-

mer noch der »König Konsument«. Er, der billigere Preis, sei das, was obenauf schwinge in der Konkurrenz.

Beide, Basel und Appenzell, liegen an Grenzecken, wo sie zusehen mussten, wie unter dem Preisgefälle Jahre hindurch die Arbeit dort der Seidenbandweberei und hier der Stickerei über die Grenzen getragen wurde, wie jenseits der Grenzen die Betriebe zuweilen Tag und Nacht arbeiteten, während diesseits die Gemeinden kaum wussten, wie die Arbeitslosengelder aufzubringen.

Zu dieser »Solidarschutz«-Situation meinte ein satyrischer Appenzeller, dem es ein Rätsel blieb, wie man allen helfen kann, ohne dass nicht jemand helfen muss: »*Ach, minn Gott ond Vatter! Wenn's doch all Lüüt so guette hättid wie-n-i ond denn i no e betzeli besser!*«

»Hand aufs Herz! schreibt der Innerrhoder Jahrbuch-Chronist über 1935, wer hätte es z. B. vor 25 Jahren noch für möglich gehalten, dass für den ersten und ältesten Erwerbsstand unserer Heimat — den Bauernstand — eine Hilfsaktion Platz greifen müsste? Das alles ist nicht geeignet, hoffnungsfreudig und übermütig zu machen . . .«

Der appenzellischen Landsgemeinde mit ihrem Wunsch nach dem Aufgeräumten, Sparsamen, Unüberladenen ist daher aus dem Innern gesprochen, was Prof. Manuel Saitzew 1937 schrieb:

»*Man interveniert* heute zugunsten des einen Wirtschaftszweiges (und zu Lasten eines zweiten), morgen zugunsten des zweiten (und auf Kosten des ersten und eines dritten), übermorgen zugunsten des dritten (und zu Lasten der beiden ersten) usw.. Heute werden den Landwirten höhere Preise bewilligt, morgen werden durch Kontingente und Zölle Rohstoff- und wiederum Nahrungsmittelpreise hinaufgetrieben, übermorgen werden die Löhne der Industriearbeiter erhöht, woraufhin wieder der Exportindustrie Prämien gewährt werden; zwischendurch werden zusammengebrochene Unternehmungen mit Staatsmitteln wieder flott gemacht (wodurch den gesundgebliebenen die Existenz erschwert wird), nicht lebensfähige Unternehmungen direkt oder indirekt ins Leben gerufen, und immer wieder werden die Steuern erhöht. Die Interventionen laufen förmlich im Kreise: die Begünstigten werden zu Lastenträgern, die Lastenträger zu Begünstigten.

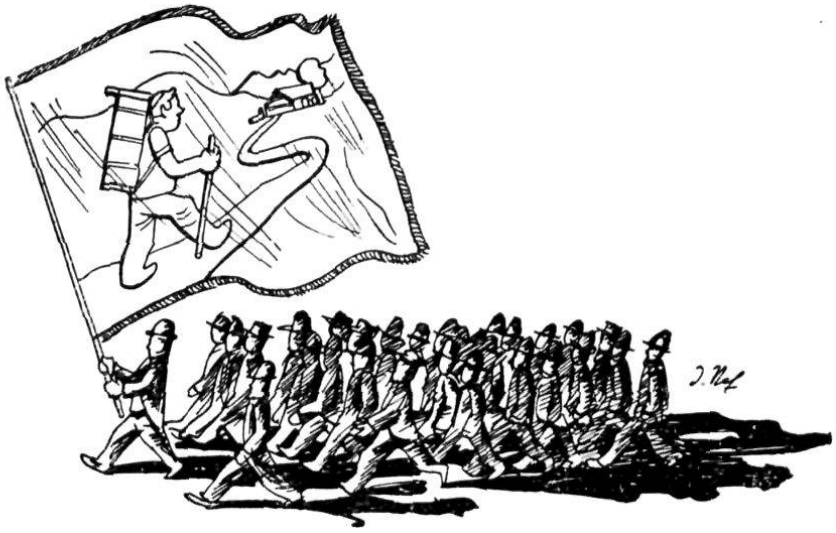
— So entsteht insgesamt jener mehr hindernde als fördernde wirre Wust, jenes Chaos zusammenhangloser Interventionen, das so typisch für unsere Gegenwart ist und an dessen Beseitigung, an dessen Ordnung man auch unter den günstigsten Voraussetzungen geraume Zeit wird laborieren müssen...«

Will man noch ein Bild dafür, hier das Sujet: ein Appenzellerknabe — der Interventionist — ass unterwegs von zwei Würsten, die er nach Hause bringen sollte, die eine. Als ihn die Mutter fragte, wo er die andere Wurst habe, streckte er der Mutter die andere Wurst entgegen und sagte: »Ebe das ist jo die ander!«

Da man hingegen über die öffentlichen Unternehmungen und Anstalten besonders auf kommunalem und kantonalem Boden wenig klagen hört, ist die Folgerung eigentlich die: so heillos der appenzellischen Mehrheit jenes Karusselsystem von Begehrlichkeiten zuwider ist, bei dem kein Mensch mehr die volle Verantwortung trägt, bei dem an einem fort geflickt und gleichzeitig aufgerissen wird durch unzählige kleinliche, sich widersprechende Preiseingriffe, so *erträglich ist dem Appenzellervolk der Teil des öffentlichen Eingriffes, bei dem wirklich auf lange Sicht gearbeitet wird und bei dem die Verantwortung einigermassen klar ausgeschieden ist und wenn dieser Zugriff dann sogar noch kräftiger aber durchdacht ist.*

Der Appenzeller Fabrikant, der bedenkt, wie z. B. der Weltpostverein den Planeten geschlossen umfasst, wie allein die Negerrepublick Nigeria, der Buschwald Nord-Rhodesia, Wüstenteile Arabiens und einige jungfräuliche Inseln auf weiter See fehlen, dass aber vor nicht einmal hundert Jahren allein in der Schweiz 19 Postpachten amteten, dass in einem zu Appenzell benachbarten Land eine katholische Post funktionierte und eine reformierte, dass es damals Postkriege gab wie heute Oelkriege, dass ein Brief von Trogen nach Zürich mehr kostete als heute ein Brief nach Kalifornien und dass die Brieftaxe variierte von Ort zu Ort und innerhalb der Schweiz von 22 Rp. bis 1.80 Fr., der wird gestehen: hier hat die öffentliche Unternehmung rationalisiert! Wenn er das leugnet, ist er jenem Appenzeller nicht unähnlich, der zu Markte fuhr, sein Pferd auf den Wagen hob, sich selbst an die Deichsel spannte, viel rascher vorwärts kam und den Irrtum erst bemerkte, als er wiehern wollte, und wer das glaubt, meint, es sei wahr.

Möglichst umständlich hat der Schreiber damit wieder einen appenzellischen Gesinnungszug klar gelegt, mit der

Bitte, es solle es ihm niemand übel nehmen, dass er auch hier noch einen lästigen Nachsatz hat. Möchte nämlich was überlegenswert ist am »nütz neus« noch mehr Appenzellern zum Bewusstsein kommen und zum Erlebnis werden wie dem Genfer Moise Vautier, der in St. Gallen, in der Eisenhandlung der Gebrüder Schoch an der Multergasse, seine kaufmännische Lehre machte und dort jeden Morgen die aufgeräumten Appenzellermilchmannen sah, welche jodelnd die frische Milch in die Stadt brachten. Sein Eindruck von diesem Bild, erzählt Theodor Curti, war so lebhaft, dass er im Jahr 1850 nach Carouge zurückgekehrt, im Zirkel seiner Freunde oft von diesen Fruitiers d'Appenzell sprach und 1854 an einem Schifferfest in einer der beflaggten Barken mit andern Schützen die Gesellschaft der Fruitiers d'Appenzell gründete, welchen Namen ihnen die Festlaune eingab. »Und weil die Gesellschaft aus lauter Radikalen bestand, machte sie noch am gleichen Tag Kundgebungen für James Fazy, dessen Regierung das Jahr zuvor gestürzt worden war, und trug dabei eine Fahne durch die Strassen, worauf ein Maler rasch einen Appenzellermilchmannen gemalt hatte. Bald wurde die kleine Zahl zum grossen Verein, der über zweitausend Mitglieder zählte«, sehr rührig war und im Jahr 1855 Fazy wieder ans Ruder brachte, den Mann, der den Ausspruch tat: »Notre véritable nationalité est d'être sans cesse en avant.«

Auf unserer eigenen Barkenfahrt nach diesem Licht der wahren Nationalität, die darin besteht, stets voran zu sein, wird es aber gut sein, wenn wir den Filz etwas tiefer in den Kopf drücken und uns gefasst machen.